

(Nachdruck verboten.)

## 44] Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Hyan.

Damit wandte sich Georg um... Also der glaubte, er sei in einer Schlägerei gewesen!... Das war ja brillant!... Das konnte er doch auch Ella sagen!... klebte sich nachher 'n bißchen Gipspflaster auf den Kopf, oben in die Haare rein, da kann man sowieso nicht viel sehen... Das war also gar nicht so schlimm... Und er brauchte sich gar nicht so sehr zu ängstigen!... Ach! und hier, wo er gar nicht gemeldet war — kam ja gar keiner drauf, ihn hier zu suchen, vorläufig!

Die Entreetür hatte er aufgeschlossen. Vorsichtig schlich er über den Korridor bis zu der kleinen Kammer, die Ella von der Wirtin für ihn abgemietet hatte... Darin stand eine Feldbettstelle, der Raum selbst war nicht breiter als das Bett, auch ganz dunkel.

Georg wollte sich zuerst ausziehen... Aber irgend etwas hinderte ihn daran... Dann sank er aufs Bett und versuchte nachzudenken... Aber der Schlaf kam wie ein Tuch, das man schnell über flatternde Vögel wirft — Georg fiel zur Seite, sein röchelnder Atem erfüllte die finstere Kammer — — —

Auf einmal träumte er, der grüne Heinrich stände laufend neben ihm in der Wohnung der Peppe. Und die Frau, der das Messer noch in der blutenden Halswunde steck, die aber trotzdem vollkommen stark und gesund schien, die rannte den Korridor entlang, sie drohte ihm und rief fortwährend seinen Namen... Das war ihnen beiden unangenehm, dem Grünen und ihm, und der ging drohend auf die Frau los... Sie riß eine Tür auf, Georg hörte das ganz deutlich... und dann griff sie nach ihm und schrie mit ganz tiefer Stimme...

Er murrte im Schlaf und drehte sich...

Plötzlich fuhr er hoch.

Die Tür zur Kammer war aufgerissen worden.

„Hier ist er!... hier!“

Georg sprang, noch halb im Schlaf vom Bett nach vorn. Im selben Augenblick packten ihn kräftige Fäuste...

Er drängte, die beiden Männer, die gleich Gehunden an ihm hingen, mitreißend vorwärts. Da sah er durch eine offene Tür einen fremden Mann sich hastig ankleiden und seine Schwester, noch unangekleidet, laut weinend auf sich zuweisen.

Indem kam ihm jener Morgen in den Sinn in seiner Eltern Wohnung, wo er auch verhaftet worden... einer werklösen Uhr wegen... Das kam ihm, der noch nicht klar dachte, wie heute vor.

Aber plötzlich fiel ihm das ein!... Die Frau!!... Das Blut an seinem Jackett!!... Er sah wieder alles!!! Schon zog der eine Beamte, trotz seines Hin- und Herdrängens, Fesseln hervor...

Da, mit einem Ruck, der die Kraft eines Menschen weit überstieg, riß Georg sich los... Ein wütender Hieb schleuderte den vorderen Beamten gegen den anderen, sie taumelten beide...

Und der große Mensch, wie ein Eber, die Wirtin, die im Korridor lamentierte, überrennend und die Tür fast aus den Angeln reißend, war hinaus auf die Treppe!...

Nur einen Bruchteil einer Sekunde stuchte er: unten waren Stimmen, hinter ihm gellte die Notpeife — er mußte rauf, die Treppe rauf, deren Stufen seine Füße kaum berührten!...

Die Bodentreppe! Die Bodentreppe!

War die Tür offen? — Ja!

Kauf! Kauf!

Wo ist die Luke? Die Luke!...

Dal... eine Leiter! Ran! Ran!

Ah... verschlossen!... ein Schloß vor!...

Mit den Kräften von zehn Starcken rüttelte der Mörder an der eisernen Haspe... umsonst!...

Hinter ihm prasselte es heran, wie ein Heer von Wut und Rache! Zehn Fäuste zugleich griffen nach ihm, rissen ihn herab! zu Boden! Er kam wieder auf! Schlag um sich! Wurde wieder gefaßt! An den Armen und Beinen! Am

Gal! In's Gesicht! Wo es traf, schlugen, packten und stießen die Fäuste der empörten Gäscher!...

Und wie sie ihn dann festhatten, da röchelte der Mann, fast erstickt, vorwärts zur Treppe hingeschoben und sich noch immer gegen die Uebermacht stemmend.

„Ich war's doch nicht!... Ich hab die Frau nicht totgemacht! Der Grüne is's gewesen!...“

28.

In einem sehr heißen Julitage ging Kurt von Solfershausen die Friedrichstraße hinab nach dem Galleischen Tor zu. Er war verreist gewesen, kam direkt vom Bahnhof und hatte nur einmal in sein Bureau hinaufgesehen, wo nicht viel Neues vorlag. Wie sollte es auch! Erst zu Osiern hatte er den Professor gemacht und sich dann, wie es längst seine Absicht gewesen war, sofort als Rechtsanwalt in Berlin niedergelassen...

Die Sonne brannte so, daß die Leute mit matten Bewegungen, schweißtriefend über die Straße schlichen. Aber Kurt von Solfershausen merkte kaum etwas von der Glut... Sein Geist war zu beschäftigt mit dem, was er vorhatte... Von einer kurzen Erholungsreise hatte diese Nachricht ihn aus dem Heim seiner Mutter zurückgerissen, mit unwiderstehlicher Gewalt in die Stadt, wo er lebte und arbeitete...

In der ersten Aufwallung über diese Botschaft, die ihn mit Trauer erfüllte, hatte er seiner Mutter alles gesagt, was er an schönen und trüben Stunden alles erlebt hatte mit dem armen Mädchen, dessen Name jetzt, mit der Schandfarbe eine Dirne und Mörder-Schwester bemalt, durch alle Zeitungen geschleift wurde.

Die kluge und großzügige Frau, die diesen Sohn erzogen, hatte ihm selbst sofort geraten, nach Berlin zu fahren und seiner richtigen Liebe beizustehen in ihren schweren Nöten... Vielleicht sah die Mutter auch voraus, daß dieser Prozeß, der großes Aufsehen machen würde, für ihren Sohn die erste Staffel zu Ruhm und Ansehen bedeuten könne...

Kurt hatte in der Zeitung gelesen: Ella sei als der Mittäterschaft verdächtig ebenfalls verhaftet worden. Aber er sagte sich, nach dem ganzen Charakter des Mädchens sei ein solcher Verdacht absurd. Und da die Entfernung von Elsas Wohnung bis zu seinem Bureau gering war, wollte er zuerst bei ihr selbst nachfragen...

Die Wirtin, die ihm in der Hedemannstraße im ersten Stockwerk des pompösen Hauses mit der großen Toreinfahrt öffnete, machte einen so üblen Eindruck, daß der junge Anwalt, der vor menschlicher Niedrigkeit einen für seinen Beruf allzu ausgeprägten Abscheu hatte, sich förmlich zurückbog. Im blauen Morgenrock, der das schlaffe Fleisch ihres fetten Körpers nicht zusammenhielt, die Haube mit Seidenbändern auf dem ergrauten Haar und dabei geschminkt und gepudert, zeigte dieses Weib nur allzu deutlich die ehemalige Dirne, die sich jetzt damit beschäftigte, ihre früheren Kolleginnen auszupeinern... Und bei so einer wohnte die arme Ella!... Kurt von Solfershausen konnte sich noch immer nicht dazu verstehen, in der ehemals so heiß Geliebten ein Objekt der Unzucht, der Schande zu sehen, das um Geld für jeden feil war...

„Fräulein Hellwig hat Besuch!“ sagte das Weib mit widerwärtigem Lächeln.

Aber als Kurt, aufs peinlichste überrascht, murmelte:

„Dann komme ich noch einmal wieder!“

Da setzte sie mit einer verletzenden Lustigkeit hinzu:

„Nee, nee, 's is bloß 'ne Dame... 'ne Frau... ich

glaube, ihre Mutter...“

Kurt überlegte: Elsas Familie kennen zu lernen, hatte er nie Verlangen getragen; dazu konnte ihm das wenige, was er von Ella über den Vater und Georg gehört hatte, ja auch wirklich keine Stimmung machen... Aber jetzt... jetzt waren diese Leute in Not, in der bittersten Not, die Eltern nur treffen kann! Das Gesetz hatte eines von ihren Kindern, den ältesten Sohn, aus ihrer Mitte gerissen, mit der fernen Drohung, ihn aufs Schaffott zu schleppen!... Da entschied das Mitgefühl, das größer war im jungen Herzen des Rechtsanwaltes als alle, alle persönlichen Empfindungen.

Mit kaltem Blick und harter Stimme sagte er zu der Frau:

„Melden Sie mich! . . .“

Und gleich danach hörte er den Ausschrei einer Stimme, die selbst jetzt sein Herz noch schneller schlagen machte. . . . Wie würde sie aussehen? und wie würde sie ihn ansehen? . . . wie ihn nennen? . . .

Ein heftiges Stimmengewirr drinnen im Zimmer, Schluchzen und Weinen ließ schnell den Entschluß in ihm entstehen: Ich gehe hinein!

Zitternd, mit bangem Atem, aber festen Schrittes trat er ins Zimmer. . . . Da lag eine Mädchengestalt, bei deren Anblick sich sein Herz krampfte, über dem Bett. Und der seine Körper in weißer Mullbluse und schwarzem Seidenrock, den er so oft in seinen Armen gehalten hatte, flog von der ungeheuren Erregung, wie vom Sturm geschüttelt.

In einem Blüschfessel saß eine ältere Frau, deren Haare schlohweiß waren, mit dickverweintem Gesicht, ratlos und angstvoll zu dem jungen Anwalt ausblickend. Kurt sah an der Aehnlichkeit dieses früh gealterten Gesichtes, über dem das weiße Greisenhaar doch überraschend wirkte, daß er Elsas Mutter gegenüberstehe. . . . Er grüßte respektvoll und wandte sich an die Wirtin:

„Sie sind wohl so freundlich und lassen uns allein!!!“

In den Zügen dieses Weibes war nichts als ordinäre Neugier. Aber es kam etwas Drohendes hinein, als Kurt sie aus dem Zimmer wies. Und mit bösem Blick auf ihre Mieterin verließ sie murrend den Raum.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

3)

## Der Totengräber.

Von Josef Ruederer.

Den Friedl kümmerte das sehr wenig. Immer eifriger schleppte er von dem verrückten Zeug herein, immer lebhafter beschäftigte er sich mit dem Skelette, an das er gelungene Gespräche hielt, und er rief sich heimlich die Hände, als er merkte, daß bald darauf das ganze Dorf eine Heidenmähne vor dem Totengerippe empfand, das er mit großer Begeisterung „Herr Meier“ getauft hatte. Mit dem gleichen Spottnamen war nämlich vor vielen Jahren ein armer, alter Krüppel, belacht worden, der aus Böhmen zugewandert war und durch Hoffentlich sein elendes Dasein fristete. Nach seinem Tode hatte man ihn auch im stillen Winkel beerdigt, weil er nie in die Kirche ging und angeblich mit Teufeln und Hexen im Bunde stand. Friedl begann sich seiner noch sehr lebhaft. Als Knabe hatte er oft mit ihm gesprochen und seltsame Eindrücke von den wunderbaren Erzählungen des alten Burschen empfangen. Nun ehnte er ihn noch im Tode und erzielte damit im Dorfe eine treffliche Wirkung.

„Der Herr Meier geht um,“ hieß es allenthalben, wenn jemand dem Tode nahe war, viele sahen das Skelett in den Gassen spazieren gehen, manchem war es gar auf freiem Felde begegnet, und nachts wich ein jeder dem Hause des Totengräbers auf Kaufweite aus, weil man meinte, der Herr Meier könnte den Schädel zum Fenster herausstreuen.

Das paßte dem Friedl vortrefflich in seinen Kram. Wenn sich diese blödsinnige Menschheit nur fürchtete, wenn sie nur Angst hatte, die dumme, abergläubische Masse mit Gebetbuch und Rosenkranz. Ungehört konnte er sie dem Gelächter preisgeben, denn die Geistesfreiheit duldet stillschweigend den Unfug mit den Totenschädeln und den Gerippen. Anfangs zwar, da hatte sich der Pfarrer, wie immer, wenn er um etwas im Dorfe nicht gefragt wurde, sofort eingemischt und mit funkelnden Augen und aufgeblähten Waden seine Autorität zu wahren gesucht, als er aber mit der Zeit merkte, welsch wohlthätigen Aberglauben das Skelett in die Menge trug, da kam es ihm nicht einmal so ungelegen, und er tat so, als wüßte er nichts davon.

Das setzte nun allem Spaß noch die Krone auf! Der pfißige Totengräber durchschaute die Politik des Pfaffen und wollte sich schief lachen, als er dahinterkam, daß die hohe Geistlichkeit Arm in Arm mit ihm marschierte. Jetzt trieb er den Spuk nur um so verwegener. Er drohte den Leuten mit dem Herrn Meier im Wirtshaus oder bei der Arbeit und konnte ziemlich sicher sein, daß jeder Streit kurzweg abgebrochen wurde, wenn er seinem Gegner in Aussicht stellte, er wolle ihm das grausige Skelett auf den Hals heben. So wurde der Herr Meier eine ganz bekannte Persönlichkeit, in der man schließlich nichts anderes mehr als den wirklichen Tod erblickte, der bei Meister Friedl Quartier genommen hatte und je nach Belieben seine schaurigen Wanderungen unternahm.

Dem Totengräber war's recht. Was er selbst glaubte, behielt er für sich allein oder er redete es manchmal an seinen knöchernen Freund hin.

„Haben wir wieder ein'n?“ fragte er oft, wenn er die Bergenge an ihm vorbei in die Erde trug.

Ober er stierte ihm lang in die hohlen Augen, wenn einer im Dorf zwischen Leben und Tod schwebte.

„Holst ihn?“ fragte er. „Geht bald wieder fort?“

Und als einmal der hochmütige Landrichter ganz elend im Bette stöhnte und sein Ende nahe glaubte, suchte der Friedl den Herrn Meier hinter dem Ofen hervorzuloden wie einen bissigen Hofhund.

„Paß ihn, paß ihn, den Schufsten! Is net schad d'rum!“

Solches Vertrauen hatte er zu seinem einzigen Freunde, denn das war der Herr Meier. Andere besaß der Friedl nicht im Dorfe, und das verstand sich auch ganz von selbst. Die Leute übertrugen die Angst vor seiner unheimlichen Umgebung auf ihn selbst, obwohl der einfache Mann mit den klaren, sicheren Augen nichts weniger als abschreckend aus sah. Aber eben diese durchdringenden Blicke und seinen Spott, den er stets auf den Lippen trug, den scheuten die Dörfler. Der Friedl konnte einen so ferkengerade anschauen, daß jeder den Kopf nach der Seite wandte.

„Wart, i krieg di' scho noch!“ rief er dann drohend.

„Wann kriegst mi?“

„Balst stirbst, da mußt d' nacher stillhalten.“

Und wenn dann der andere entsezt abwehrte, freute er sich königlich.

Alle mußten ja zu ihm kommen. Daß es ihn selbst auch einmal treffen könnte, das wollte ihm gar nicht einleuchten. Mit dem Skelett glaubte er den Tod wirklich in seiner Gewalt zu haben, und der durfte ihn erst dann hinausführen in den einsamen Friedhof, wenn er selbst einmal sein Haupt zur Ruhe legen wollte. Die Zeit war aber noch fern. Der Totengräber dachte nicht gern daran, denn sein ganzes Dasein war auf diese Welt gestellt. Hier mußte er die letzte Minute auskosten, denn drüben — da gab's nichts mehr.

Späßig mochte es freilich werden, wenn sie ihn einschalteten, das Dorf seinen Totengräber! Da ruhte er auch dort unten in einem finsternen Loch wie der Mödlinger, den er heute an dem lachenden Frühlingstag zudecken sollte. Kränze und Blumen mit Atlaschleifen und Bändern bekäme er wohl nicht wie der alte Ganner, auch keinen so schönen, schwarzpolierten Sarg mit Silberbeschlag, sondern eine rogestrichene, fichtene Truhe, auf der ein weißes Wachskerzenlein brannte als Symbol der Leuchte in der Ewigkeit. Auch mit der Predigt und den Leichenfeierlichkeiten möchte es hapern, denn so etwas kostete mehr Geld als im Hause des Totengräbers vorhanden war. Aber eines bliebe das gleiche: die Erde, die auf seinen Sarg herabstog! Stein und Sand vom Hochgebirge deckte sie alle zu — da gab's keinen Unterschied. Und auf ihn, den Totengräber, schleuderte sie wohl sein eigener Dab, der Andredl!

Sonderbar, daß ihm heute wieder dieser Gedanke kommen mußte! Es war nicht das erstmal. Oftmals schon war er ihm aufgelaucht, ganz schnell und unvermutet, und dann ließ er ihn auch so bald nicht wieder los, sondern verfolgte ihn mehrere Stunden. Friedl wurde sehr nachdenklich. Er trat ganz dicht vor die offene Grube und stieß die Schaufel in die Erde. Wuchtig stützte er sich auf den derben Eitel und wiegte den Kopf leicht nach vorne. Dann verkniff er die Lippen und schloß die Augen. Deutlich konnte er jetzt gewahren, wie sich dereinst alles abspielte. Das ganze Dorf sah er vor seinem Sarge stehen, und jeder rief sich freudig die Hände. Denn nun hatten sie den hinuntergelassen, der sie sein Lebtag mit Hohn und Spott übergoßen hatte. Drum wollten sie heute aber auch eine Extramaß trinken zu Ehren des frohen Ereignisses. Und als sie lachend ins Wirtshaus abhoben, da blieb nur einer zurück, der Andredl, und der ging ungesäumt an die Arbeit. Einen Stein nach dem andern warf er herab auf den Sarg des Vaters, bis die Last immer drückender wurde und schließlich den Dedel mit lautem Krach auseinandersprenkte.

Wie ein Schwindel durchfuhr es da mit einem Schlag den Totengräber, und heftig riß er die Augen auf.

„Na, na,“ schrie er laut, „so weit sind wir no nei.“

Hoch schwang er die Schaufel in der Luft herum und reckte die Brust heraus. Der Dab sollte ihn noch lange nicht unter die Erde kriegen, noch lange nicht! Zuerst wollte Friedl den eigenen Vater eingraben, der doch der Grube am nächsten war.

Freilich, wann traf es den Alten einmal? Der war von eiserner Konstitution, und der unmäßige Schnapsgenuß schien ihn förmlich abzuhärten gegen alle Anfechtungen von Alter und Wetter. Wie lange noch? fragte sich der Friedl und starrte auf den Sarg des alten Mödlinger hinab. Wie lange? Sollte der immer betrunken, geifernde Greis noch zwanzig Jahre im Haus herumlungern oder gar so alt werden wie Methusalem oder Jakob?

Ohne daß er es merkte, war Friedl wieder in seine vorige Stellung zurückgesunken und starrte ins Leere.

Tiefe Ruhe spann sich in den klaren Frühlingslüften über dem Kirchhof, auch unten zwischen den Gräbern und Kreuzen regte sich kein Ton, nur manchmal knisterte es geheimnisvoll in der lockeren Erde, wenn sich der aufgestemmte Spaten unter der Last des starken Mannes etwas tiefer in den Boden grub.

Plötzlich aber riß es den Träumer in die Höhe. Er hatte deutlich gefühlt, daß sich von rückwärts etwas an ihn heranschlich, und nun war er erschrocken wie ein Mensch, den man auf bösen Gedanken ertappt. Hastig drehte er sich um. Richtig, da stand einer! Und warum mußte es gerade der Mödlinger Wichtl sein, der verdammte, heimtückische Geselle? Wie der Kerl nur drein-

schaute, so bescheiden und wehmütig wie ein frommer Bauer. Der Herrscher, der elende! In Friedl's Lichte es auf. Kein Mensch war ihm widerwärtiger in diesem Augenblick.

„Was suchst du?“ schrie er ihn an. „Willst schauen, ob er schon eingegraben ist?“

Der Angestellte war einen Augenblick sprachlos. „Aber Friedl, was fällt dir denn ein?“ brachte er endlich hervor.

„Brauchst lei Angst net haben,“ lachte der Totengräber. „Der kommt nimmer raus.“

Der Mödlinger Nischl war totenbleich geworden. „Du mi net derbleien,“ sagte er, mühsam an sich haltend. „Zomm raus weg'n 'm Grabstein, und hab di frag'n woll'n, ob...“

„Schwindel, Schwindel,“ rief der Totengräber, indem er eine abwehrende Bewegung mit der Hand machte.

Der Nischl bebte vor Wut. „Du,“ sagte er, „hör auf mit Deine sündigen Redensarten.“

Da lachte Friedl hell auf. „Sündige Redensarten, des machst gut,“ rief er und packte den Bürschen am Arm. „Da geh her,“ fuhr er fort. „Jetzt tu mir aus 'm Gesicht rausleugnen, daß Du bloß nachschauen willst, ob Dei' Vater nimmer raus kommt aus der Gruben.“

Nischl suchte sich vergebens seinem Druck zu entwinden. „Das riskierst Du mir z'sagen,“ schrie er wütend.

„Jawohl,“ antwortete Friedl. „Weil Du ihn 'munter g'wünscht hast, Du Kropp Du, ha, ha, ha!“

Damit packte er ihn noch fester und riß ihn wütend an den Rand der Grube.

Jetzt wurde es dem Angegriffenen aber zu viel. Er ballte die freie Faust und hielt sie dem Friedl unter die Nase.

„Laß mi' aus,“ schrie er. „Bist Du vielleicht der Pfarrer, der mit d' Leviten lesen will? Du Schuft!“

Und als der Totengräber noch nicht nachgab, suchte er ihn an der Gurgel zu packen. Der Friedl aber ließ ihn einen Augenblick los, machte eine kurze, schnelle Wendung und jeh, wo er weit ausholen konnte, schlug er dem Nischl mit der flachen Hand eins über den Schädel, daß er kopfüber zu seinem Vater in die Grube hinabfiel.

Im ersten Augenblick war der Totengräber selbst erschrocken, als der Bürsche wie weggeblasen war, aber er faßte sich schnell, und seine Bestürzung löste sich in eine unbändige Lustigkeit, als er jetzt näher trat und das graue Entsetzen gewahrte, das sich in Nischl's Zügen malte.

Er hatte sich auf dem Sarg seines Vaters wieder aufgerichtet und versuchte an den steilen Wänden in die Höhe zu klettern. Dabei schlugen ihm aber die Zähne zusammen, und die Augen traten aus ihren Höhlen.

(Fortsetzung folgt.)

## Radium im Haushalt der Natur.

Bei der Feinheit und Geringfügigkeit der radioaktiven Erscheinungen hätte man wohl vermuten sollen, sie würden ewig ins Laboratorium der Forscher verbannt bleiben. Doch geschah es hier, wie es häufig in der Naturerkenntnis zu geschehen pflegt: nachdem erst einmal das Augenmerk auf die neuartigen Stoffe hingelenkt war, wurden bald allerorten ihre Spuren und Wirkungen angetroffen. Gleich, nachdem man sich auch in Deutschland mit diesem Gegenstand zu beschäftigen angefangen hatte, brachten die Untersuchungen von Elster und Geitel über die Radioaktivität der Atmosphäre unerwartete Ueberraschungen. Ein Draht, in der Luft ausgespannt und vom negativen Pol einer Elektrizitätsmaschine auf ein Potential von mehreren tausend Volt geladen, wurde nach einigen Tagen abgenommen und geprißt: er erwies sich als aktiv! Es schien sich aus der Luft ein Erreger auf ihm niedergeschlagen zu haben, der mit einem Lappen abgewischt werden konnte. In manchen Fällen war die Wirkung so stark, daß der Lappen auf einem Zinkulfidschirm deutlich vernehmbare Fluoreszenz erregte! Die Anwesenheit des Radiums wird, wegen der nahen Beziehung zu elektrischen Vorgängen, auch neue Aufschlüsse über die Gewitterbildung bringen. — Man pumpte die „Bodenluft“ aus tiefen Brunnen, Kellern und Erdlöchern heraus und durchs Elektroskop hindurch: es klappete zusammen, an verschiedenen Orten verschieden schnell, was einen Rückschluß auf die aktiven Beimengungen gestattete. Seitdem hat man Urgesteine, Gebirgsschichten, vulkanische Auswürflinge, ja selbst das Meerwasser, vor allem aber die Heilquellen aus ihre Radioaktivität hin geprißt und überall diese wunderbare Eigenschaft, wenn auch meist nur recht schwach, vertreten gefunden. Rutherford plazierte Meßapparate mitten in ein Salzbergwerk, versenkte sie, um Störungen abzuhalten, unter dem Spiegel eines Sees, und gewisse äußerlich keine Anzeichen scheinen zu verraten, daß der gesamte Erdbörper Sitz einer höchst durchdringungsfähigen Strahlungsart ist, vor der Mauern und Kellergewölbe keinen Schutz gewähren, die alles umspült und unser eigenes Innere durchstrahlt.

Die Frage ist: Sind alle Stoffe aus eigener Kraft aktiv oder rührt ihre Wirkung von Radiumstäubchen her, die in Gesteinen eingesprenzt sich finden, im Meerwasser sich lösen und in die dem Boden benachbarten Luftschichten hinüberwehen? Es wurde sogar ausgesprochen, daß die Elemente Uran und Thor, Zonium und Aktinium samt ihren zahlreichen Zwischenprodukten nur durch Radium

„ermittelt“ seien. Doch geht diese Vermutung zu weit. Wenn man es auch bisher nicht gelungen ist, für diese Stoffe, wie es für das Radium geschehen, ein charakteristisches Spektrum zu fixieren, so sind doch ihre sorgsam gemessenen elektrischen und photographischen Eigenschaften deutlich unterschieden, was nicht gut möglich wäre, wenn eingesprenktes Radium überall den heimlichen Erreger spielte.

Man hat Theorien aufgestellt, die dem Radium eine ganz bedeutende Rolle im Haushalt der Natur anweisen, ja, es zum eigentlichen Weltbeweger stampeln. Die vorliegenden Tatsachen sind aber doch noch viel zu lückenhaft, um derartig weittragende Schlüsse zu rechtfertigen. Ebenso verkehrt wäre es freilich, verächtlich über die wenigen Gramm Radium zu lächeln, die sich in irden Bleikapseln verschlossen, in den Händen der Forscher befinden. Denn das Impoante ist ja gerade, daß diese geringen Mengen trotzdem so gewaltige Nachwirkungen darstellen; wäre doch ein einziges Milligramm Radiumemmonationinstände, etwa zwanzigtausend Pferdekraft an Energie zu entwickeln! Da ist es natürlich, daß größere „Nester“, Ansammlungen von Radium im Innern der Erde, auf Gestalt und Umbildung der Kruste einen gewaltigen Einfluß ausgeübt haben müßten. Und diese Annahme ist nicht absurd. Denn die mittlere Erddichte ist bedeutend größer als die der Gesteine an der Oberfläche, und man hat von jeher vermutet, daß Metallmassen im Erdinnern daran schuld seien. Sollte das schwere Radium zu ihnen gehören? Setzt man den Fall, daß auch die tieferen Bodenschichten einen Radiumgehalt aufweisen, so müßte im Erdinnern ein fortwährendes Ausströmen von Alpkateilchen stattfinden, die mit großer Gewalt entweichend, im umgebenden Gestein bald stecken bleiben und durch ihren Anprall ungeheure Wärmemengen freimachen würden. Damit fände eine auffällige Erscheinung ihre Erklärung, nämlich die Eigentemperatur der Erde, die mit je fünf- und zwanzig Metern ungefähr um einen Grad wächst. Der mittlere Gehalt der Gesteine an Radium ist verschwindend gering, Trotzdem müßten sich, nach neueren Messungen des Geologen Strutt, aus dem gesamten Erdball mehrere Millionen Tonnen extrahieren lassen! Diese würden aber eine Hitze erzeugen, die die Verluste durch Ausstrahlung an der Erdoberfläche vielfach übertrifft. Der Erdbörper brauchte also nur von einem „Mantel“ aus aktiven Gesteinen umhüllt zu sein; eine Steigerung nach dem Erdern hin, oder ganze „Nester“ wären nicht erforderlich. Aber vielleicht könnten die vulkanischen Erscheinungen, Krater und heiße Quellen, durch solche Ansammlungen größerer Radiummassen an einzelnen Stellen unter der Erdoberfläche verursacht sein? Es hielt sowieso immer schwer, für die hier erforderlichen plutonischen Kräfte eine Quelle anzugeben. Dann wäre zu erwarten, daß die Eruptivgesteine durch ganz besonders reiche Aktivität sich auszeichneten. Die Untersuchungen haben freilich diese Erwartung nicht gerechtfertigt. Dagegen fanden sich hohe Vorräte in der Kohlensäure, die in vulkanischen Gegenden vielerorts dem Boden entströmt, und alles zusammengenommen scheint die Annahme nicht ungereimt, daß die Wärmeproduktion die Verluste durch Strahlung in den kalten Welt- raum wirklich übertrifft, was eine Erhöhung der mittleren Jahres- temperatur zur Folge haben würde!

Man hat davon gesprochen, das Radium werde den gold- machenden Stein der Weisen erzeugen, worum die Alchimisten des Mittelalters sich abmühten. Auch wenn man diese Phantasie auf das Tatsächliche reduziert, bleibt noch genug des Merkwürdigen: die Lehre vom Zerfall der Elemente. Danach erfährt ein Atom des Urans eine Umwandlung derart, daß es in Radium übergeht. Und dieses bleibt samt allen anderen radioaktiven Substanzen auf einer Stufe ebenso wenig stehen: sie verwandeln sich weiter, äußerst langsam freilich, unter Absonderung von Helium! Die Geologen Strutt und Joly haben viele Gesteine geprißt und gefunden, daß in der Tat die ältesten Gesteine das meiste Helium eingeschlossen enthalten, weil in ihnen eben der Zerfallprozeß am längsten andauert. Ist damit in einer der radioaktiven Substanzen die seit den jonischen Naturphilosophen gesuchte Urmaterie gefunden? Bauen die Atome des Heliums die aller anderen Elemente auf, bis zum Uran, dem schwersten; und zerfällt dieses wieder langsam zu Helium, Stufe für Stufe, durch Jahrmillionen hindurch?

Das Helium ist nach der Sonne benannt, wo es früher als auf Erden entdeckt wurde. Ob der Kern der Sonne aus zerfallenden radioaktiven Substanzen besteht und Licht und Wärme dieses Gestirns, von dem der Zustand eines ganzen Planeten- systems, vor allem die Leben zeugende Kraft unserer Mutter Erde, abhängen, eigentlich ein Geschenk des Radiums sind? Merkwürdigerweise hat man bisher das Sonnenpektrum vergebens nach Radiumlinien durchsucht; auch das Uran scheint dort nur in geringen Mengen vorhanden zu sein, was schon deswegen befremdet, weil doch vermuthlich die Stoffe unserer Erde aus der Sonnenmasse entstrungen sind. Sollten jene schwereren Elemente sich im Innern verborgen halten, von dort nach außen wirkend? Das ist wieder nach den Erfahrungen auf der Erde nicht sehr wahrscheinlich, wo ja die radioaktiven Substanzen sich auf einen „Mantel“ beschränken sollen. Arrhenius will diese widersprechenden Umstände aber gerade für die Zerfallstheorie ausnutzen. Nach seiner Ansicht findet ein Zerfall des Radiums, also eine Strahlung, nur bei verhältnismäßig niedrigen Temperaturen statt. Bei derartigen Hitze-graden aber, wie wir sie auf der Sonne und auch im Erdinnern voraussetzen müssen, verläuft der Vorgang gerade umgekehrt: dort bildet sich aus den Zerfalls-

produzieren unter Aufwendung ungeheurer Energiemengen. Radium und da dieses selbst eine Zwischenstufe ist, aus dem Radium das Uran. So würde es erklärlich, daß auf der Sonne kein Radium dauernd bestehen kann. Wohl aber werden, von unserer wie von allen Fixstern-Sonnen radioaktive Strahlungen in den kalten Weltraum und zu den dunkeln Weltkörpern hin ausgesandt, weshalb Radium, wie auch die Untersuchung niedergefallener Meteorsteine beweist, überall sich findet. In der Kälte zerfällt es sich wieder und macht die gebundenen Wärmemengen frei, im ewigen Austausch des Weltgeschehens wechselnd. Die emanierenen Alpha-Teilchen aber erfüllen als Helium in großen Quantitäten die höheren Schichten der Atmosphäre unserer Sonne und vieler Fixsterne.

Wir dürfen uns ruhig gebulden, bis die Wissenschaft genauere Auskunft auf diese Frage geben wird, soweit das überhaupt im Bereich des Möglichen liegt. Recht wertvoll erscheint schon, daß die Tatsachen der Radioaktivität uns zugleich eine trostreiche Aussicht eröffnen und eine heilsame Lehre erteilt haben: daß wir nämlich noch lange nicht alle Hitzquellen der Natur kannten! Auf Grund der Wärmetheorie würde sich ein Vorgang, den jeder kennt, das Ueberfließen der Wärme von wärmeren und kälteren Bezirken, auf das ganze Weltall erstrecken. Die Temperaturunterschiede zwischen allen Sonnen, den dunklen Weltkörpern und dem kalten Weltall würden sich, freilich erst im Laufe enlofer Zeiträume, ausgleichen. Das wäre das trostlose Ende, den das „Entropiegesetz“ dem All prophezeit, der sogenannte „Wärmetod“, der in Wirklichkeit eine Kältetod wäre. Alles würde in starrer Ruhe nebeneinander liegen — wenn nicht eben die Natur über geheime Schatzkammern, die Radiumatome, verfügte, aus denen bei ihrem Zerfall neue Energie und junges Leben entströmen.

W. B.

## Kleines feuilleton.

### Literarisches.

**Josef Hofmiller: Zeitgenossen.** (Verlag der „Süddeutschen Monatshefte“, München.) Es ist leider Mode geworden, daß Journalisten ihre in Presse und Zeitschriften verstreuten Aufsätze sammeln und als Buch herausgeben. Sie berufen sich dabei auf ihren seligen Kollegen Lessing. Ich muß angesichts der hier zum Buch vereinigten, bereits in der vornehmsten bayerischen Revue, den „Süddeutschen Monatsheften“, erschienenen Essays von vornherein eine Feststellung machen. Ihr Verfasser Josef Hofmiller ist von der Gilde der unproduktiven Goldschreiber in weite Distanz zu rücken. Zeitschriftenartikel haben eine kurze Blütezeit und finken bald wie Laub von den Bäumen. Man schreibt darüber hin und her, denn schon trägt der Blätterwald neue Blüten. Aber Hofmiller's Arbeiten erheben sich hoch über den slichlichen Tageswert. Sie vor Vergessenheit zu bewahren wird zur künstlerischen Forderung. Und Geist verpflichtet! Also war es unbedingte Pflicht des Autors, seine feinsinnigen durchdachten Dichteranahsen in die Schöpfung eines Buches umzusetzen. Das Geschrei vom Schöpferischen, dessen sich die Romanverfertiger und Dramenfabrikanten bedienen, wenn es gilt, ihre Schwachbirtigkeit und festgenagelte Impotenz gegen der Eprit und das Können eines Essayisten zu verteidigen — wie bricht es sich an diesen in Ideenfülle strotzenden, künstlerisch gebildeten, aus dem höheren und verfeinerten Geschmack eines engklopädischen Kopfes herausgeborenen Aufsätzen, der gleichzeitig ein logischer Selbstdenker ist mit geniehaften Erleuchtungen und dem geschliffenen Stil eines rhythmischen Fühlens.

Wird die Vordergrundstellung der fingerfertigen Schaffensmänner nicht glänzend geschlagen durch die Verachtungskunst eines Georg Brandes, eines Hofmiller, die in ihren analytischen Untersuchungen Erschöpfer und Schöpfer sind? Geschwägigkeit macht zumeist den Umfang der handwerksmäßigen Dichtererzeugnisse aus; Hofmiller's kurze Arbeiten haben nicht die rednerischen Dimensionen, aber den Wesensgehalt, das geistige Format. Sein prägender, konzentrierter Stil gibt den Gedanken Gestalt, seinen literarischen Porträts Plastik, Leuchtkraft und Leben. Darum ist er ein Gestalter und als ob D'Alemberts Wort auf ihn gemünzt wäre, ein Anreger, ein Entdecker und Erwecker. Ein federnder Geist, aber kein Federgeist, wie die Kritiker, denen, den Wienern gleich, die Kritik Selbstzweck wird, feuilletonistisches Feuer- und Blendwerk. Obwohl von kontrollierendem Gewissen fällt er auch nicht in die andere Unart, in das Oberlehrerhafte der akademischen Gründlichkeit, davor bewahrt ihn sein kultivierter Sichel und seine gesunde Denkart. Daß er nicht das indifferente Philologengemüt hat und die Objektivität der Langweiler, daß er ein Feuergeist ist und die Kraft des Miterlebens besitzt, die Begeisterungsfähigkeit aber auch den anständigen Haß — wer wollte das verurteilen? Man lese die Kapitel über Hauptmann und man wird inne werden, wie ein anständiger Hasser die Schleuder führt. Diese losen Blätter offenbaren das Schaffen Hauptmanns treffender als ein Duzend dickleibiger Monographien mit pedantischer Weitläufigkeit.

Wie viele der heutigen Literarästheten vermögen den Inhalt dichterischer Werke in der präzisen und dennoch eminenten Geistigkeit vergleichender Form wiederzugeben, wie Hofmiller? In der Art, wie Hofmiller den Inhalt erzählt, ist schon die ganze Kritik gegeben, das Wesentliche ausgelöst und freigeworden.

Verantw. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag:

Die feine Analyse über den Dänen Pontopidan: zugleich ein Abriss des Grundvignanismus. Die Skizze über den Schweizer Wilmann trotz antilyrischer Sachlichkeit ein poetisches Gebilde. Und die Abhandlung über Wilhelm Busch, in der er die Spazmacherlegende zerstört, wenn der Vergleich nicht so abgeschmact wäre, man könnte sagen: die Busch-Seele mit Röntgenstrahlen durchleuchtet. Man muß sich hüten, bei Hofmiller's Duktus der Gleichnisse in Gleichnissen zu reden. Inbessen ist der musikalische Aufsatz über Bartsch nicht ein Harfenschlagen? Wie weiß der Autor es klarzumachen, daß Bedekinds Knebel sein um das eigene Ich kreisender Standpunkt ist; gelegentliche Brutalismen können der Kultur des sprühenden Stils nichts anhaben, wenn sie so zweckdienlich sind, wie im Kapitel Bedekind. Nur die Seiten über Bhsen wollen sich mir nicht ganz in die Kunstform und Gedankenhöhe der übrigen Aufsätze einfügen. Ihr innerer Umfang scheint mir zu klein. Bei Hofmannsthal hätte ich auch einen stärkeren Hinweis auf Goethe gern gesehen. Denn Hofmannsthal ist kein Goethelopierer wie viele seiner hohen Epigonen, er hat Goethesches Gefühl. Die letzte Abhandlung über Schröder geht wohl nur die artistischen Genießer näher an. Schröder's Lyrik ist vor der Hand noch eine verrante und verschüttete Welt. Aber was Hofmiller dabei von der Lyrik im allgemeinen sagt, ist eine Literaturgeschichte in nuce.

J. V.

### Aus der Vorzeit.

Ein neuer steinzeitlicher Mensch. In der französischen Landschaft Dordogne wurde bei dem Orte Ferrassie, der schon durch frühere Ausgrabungen eine gewisse Verühmtheit erlangt hatte, Ende vorigen Jahres von Dr. Capitan der wichtige Fund eines menschlichen Skeletts gemacht, der jetzt in der „Nature“ näher beschrieben wird. Es haben sich an jener Stelle fünf scharf geschiedene Schichten erkennen lassen, deren jede menschliche Geräte und Tierreste geliefert haben. Zwischen der ersten und zweiten Schicht, von unten an gerechnet, wurde das Skelett entdeckt. Da die darüber liegenden Schichten vollkommen ungestört waren, war ein Zweifel an dem hohen Alter dieser menschlichen Knochen nicht möglich. Zunächst kam ein Oberschenkelknochen und ein Schienbein zutage. Dann wurde mit der größten Vorsicht weiter gegraben, und so konnte ein ganzes Skelett in seiner ursprünglichen Lage aufgedeckt werden. Es lag auf dem Rücken, den Rumpf etwas auf die linke Seite geneigt. Die Beine waren stark gebogen, die Arme nach rechts gebogen. Der linke Arm war an der Seite ausgestreckt, die Hand lag auf der Hüfte. Der rechte Arm war gebogen, so daß sich seine Hand in der Nähe der Schulter befand. Der Kopf war nach links gewandt, der Mund offen. Der Fund eines Menschenskeletts von solcher Vollständigkeit und Unberührttheit gehört zu den allergrößten Seltenheiten. Um ihn zu erhalten, wurden die Knochen zunächst aufs peinlichste mit Staniol überzogen, dann mit Gips umgossen und erst in diesem Zustand fortgeschafft, nachdem selbstverständlich zuvor eine genaue photographische Aufnahme der ursprünglichen Lage gemacht worden war. In der Umgebung des Skeletts wurde eine große Menge von Knochen und Zähnen von Bison, Rentier, Biegen und anderen Tieren ausgegraben, die steinzeitliche Menschen zererschlagen hatten, um das Mark als Nahrung zu benutzen. Außerdem fanden sich Steinspigen, Schabmesser, Hämmer und andere Geräte. Das Alter des Skeletts wird auf zwanzigtausend Jahre geschätzt.

### Medizinisches.

Die Einpflanzung von Zähnen. Das Vollkommenste, was sich für die Zahnheilkunde überhaupt denken läßt, wäre die Möglichkeit, einen ausgezogenen Zahn nach geeigneter Behandlung der etwa erkrankten Wurzelhöhle und nach Vornahme der etwa sonst noch notwendigen Reparaturen dem Menschen wieder einpflanzen zu können oder auch einen fremden Zahn zu gleichem Zweck zu benutzen. Das Streben nach diesem Ziel ist heute mehr als eine Utopie, wenn es sich auch noch nicht sagen läßt, wie weit die Kunst des Zahnarztes in Zukunft damit kommen wird. Einige Erfolge dieser Art hat Dr. Reimmöller dem Ärztlichen Verein in Kostod vorgeführt. Dieser Fachmann hat Versuche mit Einpflanzung von Zähnen in etwa 60 Fällen gemacht, darunter fünfmal mit fremden Zähnen. Bei der häufigsten Art des Verfahrens wird der Zahn gezogen, desinfiziert und in einer Kochsalzlösung bis zum Wiedergebrauch aufbewahrt. Unterdes muß auch die Wurzelhöhle sorgfältig desinfiziert und in geeigneter Weise behandelt werden. Dann wird der Zahn wieder eingepflanzt, muß aber mehrere Wochen lang künstlich an seiner Stelle befestigt werden, damit er Zeit hat, seinen natürlichen Halt in der Höhle wiederzugewinnen. Wenigstens in einem Teil der Fälle ist es auf diesem Wege gelungen, einen ausgezogenen Zahn an Ort und Stelle wieder vollkommen gebrauchsfähig zu machen. Die Behandlung ist sowohl mit Vorder- wie mit Backzähnen erprobt worden. Die Untersuchung des Gebisses mit Röntgenstrahlen liefert dabei wichtige Anhaltspunkte für die Möglichkeit und für den Erfolg dieser eigenartigen Behandlung. Auch künstliche Wurzeln aus Porzellan, Eisenbein oder Gold können in die sorgfältig keimfrei gemachte Zahnhöhle eingepflanzt und dann künstliche Kronen darauf gesetzt werden. Um der künstlichen Wurzel einen sicheren Halt zu geben, kann sie mit der Füllung der Nachbarzähne verbunden werden. Auch dies Verfahren scheint in letzter Zeit erfreuliche Fortschritte gemacht zu haben.

Vorbereit. Buchdrucker: u. Verlagsgesellschaft Paul Singer & Co., Berlin SW.